

Gehe ich heute in Gedanken durch die Straßen und *allées*, über die *quais* und *squares* von Nantes, so unterscheidet sich die Art und Weise meiner Fortbewegung – zaudernd, immer wieder wendend: *irrend*, wie es dem Stolpern der Erinnerung zwanzig Jahre danach wohl zusteht –, so gut wie gar nicht von jener, die mich damals, während meiner ersten Monate dort, tatsächlich durch die Stadt trug.

Denn schon damals, als ich wirklich noch dort ging, ging ich wie im Traum, nein, Schlaf. Ich ging, wie gesagt, ohne allzu sehr auf meine Umgebung oder die anderen Verkehrsteilnehmer zu achten, ging, als wäre ich unverwundbar oder ein Geist (noch nicht am Leben?, schon tot?!). Ich ging auch ohne Ziel, ging, Ziele wechselnd, ging, ohne je auf die Idee zu kommen, selbst eine Zielscheibe darstellen zu können, in die finstersten, hintersten Winkel hinein. Ich setzte mich in die schmutzigsten, verrauchtesten Bars, um dort das Tristan-Fragment des Thomas d'Angleterre zu lesen oder einen Brief von Bonzo, um einen Brief an Annemarie zu schreiben zu versuchen oder Sätze in mein blaues Notizbuch. Ich schwankte nach Mitternacht durch die Allée de la Gloriette, beantwortete die Rufe, das Schnalzen der Frauen, ihr »L'amour ou la pipe?« wieder und wieder mit denselben Sätzen: »Non, merci beaucoup, Madame«, fragte mich ebenso oft, ob »Mademoiselle« nicht richtiger gewesen wäre, und suchte dann, am Tor zum Turm, unter den Augen der Mesdames bzw. -demoiselles (und einiger in der Hecke verborgener Messieurs?) lange und umständlich, den geöffneten Rucksack ins spärliche Licht der Lampe oben im Eingangsportal haltend, seinen Inhalt am

Boden austreuend, ihn aufklaubend, nach meinem Schlüsselanhänger, nein, nach dem Schlüssel.

Einmal ging ich, den Fotoapparat wie eine blinde Taschenlampe vor mir ausgestreckt, in einen Eisenbahntunnel hinein. Der Tunnel war stillgelegt. Es stank nach Exkrementen, aber ich ging weiter, ging tiefer in die Röhre, die mit jedem Schritt finsterer, kälter wurde, hinein – ich hatte vor, die Graffiti, die darin auf die Wände gesprüht waren, zu fotografieren. Der Auslöseknopf meiner Kamera war zwar abgebrochen, doch mit Hilfe einer Büroklammer, die ich so zurechtgebogen hatte, dass ihre Spitze den Mechanismus tief im Inneren des Apparats dennoch erreichte, funktionierte sie fast genauso gut wie zuvor.

Ich ging so weit, bis ich in der Dunkelheit die Wand vor mir nicht mehr sehen konnte, erst dann: drückte ich ab. Erst, als der Blitz den Tunnel erhellte, wurde sichtbar, wohin ich da geraten war. Das Foto, das ich, zurück in der Stadt, in den *Galleries* entwickeln ließ, zeigt einen schwarzen, zittrigen Schriftzug: »Les humains vivent au froid«.

Ich ging vom Internetcafé zum Turm, vom Turm zur Trafik, von der Trafik zum *Hypermarché* in der Avenue Carnot, zurück zum Turm, packte die schmutzigen T-Shirts, Unterhosen und Socken, die sich seit meiner Ankunft am Boden des Kastens in meinem Zimmer gesammelt hatten, in jene Taschen, in denen ich sie schon hergebracht hatte, und ging dann – »beladen mit zwei Koffern, einem mannshohen Interrailrucksack sowie einer auf dem Interrailrucksack hockenden, überinterrailrucksackhohen, fußlahmen Maus«: als wäre ich gerade erst angekommen, als wäre dies immer noch mein erster Tag hier! (oder: als reiste ich wieder ab, wieder weiter?!) – vom Turm hinüber auf die Schotter- und Asphaltbrache, auf die ich von

der Dachterrasse aus, beim Rauchen, immer hinunterstarrte, dorthin also, wo früher der Hafen gewesen war.

Der Waschsalon lag direkt am Quai de la Fosse, einige Häuser vor dem Internetcafé, aber noch *nach* der Bar Aquarius – ein weiter Weg für einen, der so schwere Fracht geladen hatte. Es war ein alter, aber sauberer Salon, mit gelben Wänden und großen Fenstern, die auf den Quai hinausgingen und auf deren Fensterbrettern es sich, wie ich sofort erkannte, wunderbar sitzen und lesen lassen würde – dann, wenn die Maschinen sich erst einmal drehten.

Ich räumte meine Taschen aus, löschte die Ladung, verteilte die Wäsche also auf zwei der zehn, zwölf Maschinen dort und ging dann zu dem mächtigen Eisenapparat an der Rückwand des Raums, an dem eine Art Wählscheibe, Knöpfe, Fächer und Fensterchen angebracht waren, hinüber. Er stellte wohl das zentrale Steuerelement der Anlage dar.

Nachdem ich, gemäß der Tafel mit den Anweisungen, welche die Wand neben dem Apparat ausfüllte, mehrere Zehn-Francs-Münzen in den Eisenkasten geworfen, an dem Rad gedreht und auf mehrere Knöpfe gedrückt hatte, nachdem ich also eine Prise Waschpulver geordert, das Pulver in einem der Fensterchen aus einer Röhre in den vorbereiteten Plastikbecher rieseln gesehen, die Klappe geöffnet, den Becher herausgenommen, in die Maschine geschüttet, noch mehr Münzen eingeworfen, neue Rad- und Knopffolgen gewählt, die erste Maschine eingeschaltet und bald auch die zweite, mit weiteren Münzen, Handgriffen und Knöpfen, zum Laufen gebracht hatte, setzte ich mich auf eines der Fensterbretter, lehnte mich gegen die Maus, die ich zwischen die Seitenwand und meinen Rücken geschoben hatte, und schlug das Tristan-Fragment auf.

Draußen hatte es aufgehört zu regnen. Es waren auch kaum noch Schüsse zu hören. Mit den vielen Pfützen, die sich auf dem Quai gebildet hatten, und mit den Strahlen der unter dem Rand der Wolkendecke hervorblinzelnden Abendsonne auf den Pfützen schien es, als glitzerte dort, wo früher der Hafen gewesen war, jetzt die Loire, und als säße ich, hier, in meinem Fenster, auf dem eigentlichen, *wirklichen* Quai, als baumelten also meine Füße (die doch gar nicht »baumelten«, sondern gegen die Seitenwand gegenüber gestützt waren!) von der Hafenummauer, nein, einer Reling herab – als baumelten sie über dem Strom, dem Meer ... Ab und an segelte ein Auto vorbei.

»Ich hätte es herausgeschrien
... als ...
... heiliger ...
...
... in dieser verrückten Leidenschaft.«
Röte schoss ihr ins Gesicht,
dann wich alle Farbe daraus,
wie es eben einer Frau geschieht, die
in Gewalt des Meeres ist.
Sie lehnte sich an Tristan,
nicht mehr, als angemessen –
es war ihr trotzdem sehr angenehm.
»Gottes Gnade kam auf mich –
das Meer hat mich in seinem Griff –
wie kann ich meinem Herzen Freude machen,
während ich auf dem Meer dahinsegle?
Hätte ich gewusst, wie das Meer ist,
dass es so ist, das Meer,
nie und nimmer wäre ich
an Bord gegangen.«

Während ich mit Tristan und Isolde auf dem Meer war, mich also nicht mehr mit dem Rücken gegen die Maus, sondern mit Isolde, an Bord des Schiffs, das sie von Irland nach England, zu ihrem zukünftigen Ehemann Marke brachte, gegen Markes Neffen Tristan lehnte (Tristan, der ihren Onkel Morold erschlagen hatte, dem sie aber, spätestens nach der gemeinsamen Einnahme eines Minnetranks, der eigentlich für Marke und sie bestimmt gewesen war, zugetan war – weit mehr, als es einer Tante zukommt!), während ich also mit Tristan an der Reling stand und spürte, wie sich Isolde gegen mich lehnte, wie ihr Körper mit dem meinen, mit dem Schiff, in ein und demselben Rhythmus, dem der Wellen nämlich, schaukelte, während die Maschinen stampften, rauschten, die Sonne draußen auf dem Wasser glitzerte und Isoldes Gesicht, das jenem Annemaries verblüffend ähnelte, bald rot, bald blass, aus den Zeilen zu mir aufschaute, genau in diesen Augenblicken also, glitt, eng umschlungen, ein Paar in den Salon.

Sie hatten nichts als einen Gitarrenkoffer bei sich. Wo aber sind die Taschen, dachte ich, ihnen über den Rand meines Buchs hinweg nachblinzelnd, wo ist eure Wäsche? Die beiden lösten sich voneinander. Die Frau, mit langem, hellem, ins Rote spielendem Haar, setzte sich, wie ich, aufs Fensterbrett – freilich ein Fenster weiter. Der Mann hingegen – ein hagerer, grimmig dreinschauender Typ im Unterhemd, mit Dreadlocks, Anker-Tattoo auf dem Oberarm – hielt geradewegs auf den Eisenapparat zu, in den ich meine Münzen geschmissen hatte. Er öffnete den Koffer. Erst jetzt bemerkte ich, dass sich darin gar keine Gitarre befand, sondern etwas anderes. Etwas *ganz* anderes. Tatsächlich handelte es sich bei dem Instrument, das der Mann aus dem Koffer zog, um eine Art Waffe (ein Beil?).

Ohne sich um die Schrifftafel mit den Anweisungen zu kümmern, setzte der Mann die Spitze seines Dings an den Schlitz

des Büchslens, in das meine Münzen gescheppert waren. Er hämmerte es hinein, bog es nach unten, sodass sich ein breiterer Spalt öffnete, bog es dann so weit, dass die Münzen herausflutschten, fing sie mit dem Plastikbecher, der für das Waschpulver gedacht war, gekonnt auf und befestigte das Behältnis anschließend, mit einem knappen, präzisen Schlag seiner »Gitarre«, wieder am Apparat. Von außen war keine Veränderung zu sehen.

Als er sich umdrehte, entdeckte er mich. »Tu dis rien, eh?«, knurrte er.

»Non, non, Monsieur«, erwiderte ich beflissen, »je ne dis rien.« Sofort stellte sich mir die Frage, ob meine korrekte Behandlung der Grammatik (»je *ne* dis rien« statt seines saloppen »tu dis rien«) in diesem Kontext nicht falsch gewesen sein mochte. Dann las ich weiter. Die letzten Sonnenstrahlen unter den über den Himmel jagenden Wolken verwandelten den nassen Quai draußen in eine gleißende, bewegte Fläche. Aus der Kojе nebenan, wo der Mann bei der Frau saß, drang dann und wann ein Rascheln, Kichern. Ich hörte sie tuscheln.

»[...] mein Freund,
wärs du nicht [hier], dann wäre ich es auch nicht,
und ich wüsste nichts über das Meer.
Seltsam, dass die Leute das Meer nicht hassen,
wo sie doch wissen, dass das Meer krankmacht,
dass es Qualen verursacht!
Wenn ich je wieder heil an Land komme,
werde ich mich niemals wieder
aufs Meer hinauswagen, denke ich.«

An dieser Stelle kehrte in der Nachbarskajüte Stille ein. Auch die erste der Maschinen, die ich eingeschaltet hatte, hörte auf zu rauschen. Ich stand auf und steckte die Ladung Wäsche in

einen der beiden Trockner gleich links vom Eingang. Dann ging ich zurück zum Steuerrad, warf weitere Münzen in den Schlitz, brachte den Trockner auf Kurs und setzte mich wieder zu Tristan.

Tristan hatte auf jedes ihrer Worte geachtet,
war nun aber verwirrt,
weil Isolde das Wort »das Meer«
solchen Wandlungen unterzogen hatte.
Er wusste nicht mehr, ob der Schmerz,
an dem sie litt, vom »Meer« kam oder vom »Meer«,
und ob sie das »Meer« das »Meer« nannte,
oder ob sie meinte, das »Meer« sei das »Meer«.

Erst jetzt begriff ich, dass Isolde, wenn sie »das Meer« sagte, damit die unterschiedlichsten Dinge meinte. So bezeichnete sie mit »das Meer« sowohl das wirkliche »Meer« (»la mer«) als auch »das Bittere« (»l'amèr«) als auch »das Lieben« (»l'amer«)! Kein Wunder, dass Tristan durcheinandergelassen war. An die Möglichkeit, dass völlig verschiedene Dinge ein und denselben Namen tragen konnten, hatte ich bislang im Traum nicht gedacht. Ich fragte mich, ob das öfter vorkam – und was ich bisher wohl alles übersehen haben mochte ...

Hatte etwa Annemarie, als sie beim Abschied in Graz sagte, sie wisse nicht, ob das, was sie für mich empfinde, noch »Liebe« sei, von derselben Sache gesprochen wie Carmen, die mich am *more* von Silba »amor« genannt hatte? Und hatte ich selbst, als ich Annemarie das erste Mal verlassen hatte, zurecht gemeint, ich »liebte« nun eine andere? Was, wenn es bei meinen Gefühlen für Annemarie und Carmen – in Wirklichkeit – um zwei völlig verschiedene Dinge gegangen war? So, wie die kroatische Adria zwar auch »Meer« genannt wur-

de, aber mit ihrem warmen, stillen Wasser, in dem ich mit Carmen gebadet hatte, eben doch etwas ganz anderes darstellte als der bretonische Atlantik mit seiner Brandung, seinen Sandstränden und Stürmen, Stürmen wie jenem, in den Annemarie und ich vor nur drei Jahren, beim Zelten, geraten waren?

Und wer weiß, dachte ich, während ich eine der Büroklammern, die ich wegen des Fotoapparats immer bei mir trug, als Lesezeichen in den Tristan steckte, wer weiß: Vielleicht war ich damals, als ich Annemarie das erste Mal verlassen hatte, gar nicht einmal so danebengelegt. Mit dem, was ich an jenem grauen Sommertag in Annemaries hellgrüne, mit Kindertränen gefüllte Augen gestammelt hatte, meine ich. Ja, vielleicht war ich damals, einfach so, aus dem Bauch heraus, der Wahrheit tatsächlich recht nahegekommen – und hatte trotzdem, wie ich mittlerweile wusste, ganz genau wusste (und wie mir die Maus mit einem Strampeln in die Nierengegend, das meinen Puls hochschießen ließ, noch einmal gerne bestätigte), das Falscheste, Schlimmste, ja, Brutalste gesagt: »Ich liebe eine andere, aber – ich hasse dich nicht.«

Da mittlerweile auch die zweite Waschmaschine, die ich eingeschaltet hatte, das Ende ihres Programms erreicht hatte, stand ich wieder auf und räumte die Wäsche in den zweiten Trockner. Dann warf ich meine letzten Münzen in den Schlitz. Das Geld reichte, gemäß der digitalen Anzeige, für eine Trocknerzeit von zwanzig Minuten. Ich drückte auf den Knopf für »Trocknen«. Der Trockner tuckerte los.

Kaum hatte ich mich wieder hingesezt, stand Tristan, wie ich ihn mittlerweile in Gedanken nannte, schon wieder drüben am Steuer. Wieder zückte er sein Gerät, führte es ein, hämmerte; wieder schepperten Münzen – jene Münzen, die ich gerade erst hineingeworfen hatte! – in seinen Becher. Er

steckte sie zu den anderen in die Hosentasche. Die Frau trat zu ihm, schlang den Arm um ihn. Als die beiden, im Gleichschritt, an mir vorbei, aus dem Salon hinausmarschierten, leuchtete Isoldes Haar so hell, so bewegt wie der Quai draußen («wie die letzte Sonne»).

»Au revoir, Madame!«, stammelte ich. Um mich gleich darauf zu fragen, ob ich nicht (schon wieder!) einen Fehler begangen hatte. »Mademoiselle« mochte richtiger gewesen sein.